

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

70 (30.8.1873)

Unterhaltungsblatt des Schwarzwälder Boten.

N^o 70.

Oberndorf, Samstag den 30. August

1873.

Revanche.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft wurde ihm eine jetzt durchaus nicht angenehme Ueberraschung zu Theil; er erhielt nämlich einen Besuch des Obersten de Saint-Simonier, der soeben mit seinen Zuaven in die Stadt eingerückt und durch die Regierungskommissarien von seiner Anwesenheit benachrichtigt worden war.

François schien sich auch nicht besonders darüber zu freuen, daß er ihn hier wieder fand, und es wollte ihm gar nicht recht einleuchten, daß Brozinski nicht die gute Gelegenheit benützt hatte, mit Hilfe des Lieutenants von Burgsdorff nach Deutschland zurückzulehren. Der Oberst war aber überhaupt in schlechter Stimmung; er klagte darüber, daß sich seine Zuaven nicht zum Besten geschlagen hätten, und jetzt sollte er wieder nach Chartres marschiren, wohin sich eine deutsche fliegende Colonne gewandt habe, es befänden sich dort aber nur unzureichende Kräfte und es lasse sich voraussehen, daß es dort wieder zu einer Niederlage kommen werde.

Die Ansichten François über die Gegner Frankreichs hatten sich, gegen seine Zuversicht vor Ausbruch des Krieges, doch schon bedeutend geändert, und Brozinski unterließ auch nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, was gerade nicht dazu beitrug, der kleinen Gerechtigkeit zwischen den beiden Männern eine andere Wendung zu geben. Vorberhand verglichen sie sich indessen wieder und der Oberst rieth dem Polen, sich ihm anzuschließen und nach Chartres mitzugehen, ja, er ließ nicht unbedeutlich hindurchblicken, er wünsche ihn unter den Augen zu behalten und könne nur dann für seine persönliche Sicherheit garantiren.

Brozinski hielt es für das Beste, nachzugeben; er war durch die Warnungen François' ängstlich geworden, und die Waage seiner Zweifel senkte sich wieder zu Gunsten seines ersten Planes. Er erklärte daher, er wolle François nach Chartres begleiten. Wirklich fand er sich am anderen Morgen beim Ausmarsche des Zuavenregiments ein, und es beängstigte ihn am allerwenigsten, daß er vermuthlich kriegerischen Abenteuern entgegengehe; es schmeichelte seiner Eitelkeit, sich nun auch einmal als erprobten Soldaten zu zeigen, und er dachte sogar schon daran, sich als solcher vielleicht eine neue Carrière eröffnen zu können, die seine Vergangenheit vollständig vergessen machte.

X.

Am 16. Oktober waren eine preussische Infanteriedivision und Kavallerie von Orleans auf Chateaubun vorgerückt, wo sich einige tausende Mann Besatzung, meistens Mobilgarden befanden. Zu ersterem Corps war auch die Schwadron, welche Lieutenant von Burgsdorff befehligte, gestoßen.

Die Franzosen hatten noch am Tage vorher, ehe es zu einem Zusammenstoße kommen sollte, Verstärkung durch ein Bataillon des Zuavenregiments Saint-Simonier's erhalten, der Rest desselben war weiter auf Chartres gegangen. Der Oberst selbst blieb in Chateaubun, bei ihm sein Freund, der Graf Brozinski, der zwar nicht die Uniform angezogen, sich aber gehörig bewaffnet und gut beritten gemacht hatte, um Jenem eine Art Adjutantendienste zu leisten.

Oberst Saint-Simonier und Brozinski hatten in Chateaubun ein hübsches Quartier gemeinschaftlich inne und es sich darin bequem gemacht. Chateaubun, ein Ort von etwa sechstausend Einwohnern, ist ein hübsch gebautes, sehr schön gelegenes Städtchen an der Eisenbahn, die von Tours nach Paris führt; in der Nähe befindet sich auch noch ein verfallenes Schloß der alten Grafen Dunois.

Um diese Zeit sah der Ort aber durchaus nicht so freundlich aus, denn er war von lärmenden Soldaten erfüllt, und diese wie ein Theil der Bürgerschaft arbeiteten emsig daran, Verschanzungen an den Ausgängen und Barrikaden im Inneren der Stadt herzustellen; die meisten Straßenenden wurden durch die letzteren, die sehr fest waren, gesperrt, die Häuser verrammelt und für eine hartnäckige Vertheidigung eingerichtet. Durch Bedöckerung und militärische Besatzung strömte ein kriegerischer Geist; man war allerseits entschlossen, die Preußen nicht eindringen zu lassen, und zweifelte auch gar nicht an dem Erfolge der Vertheidigung.

François de Saint-Simonier war ohne Zweifel ein tüchtiger und muthiger Soldat, aber zu Brozinski's größter Verwunderung, zeigte er sich neben allen den großen Anstrengungen, die hier gemacht wurden, unthätig, schlaff und trübe. Nachdem er die nothwendigsten Befehle an das Bataillon der Zuaven, das noch von einem Major oder Kommandanten befehligt wurde, erteilt hatte, legte er sich in seinem Quartiere auf das Sopha. Er sei anfänglich entschlossen gewesen, gestand er Brozinski, sich in die Gefangenschaft nach Deutschland abführen zu lassen, nur das Zusammenreffen mit dem Neffen des Generals von Burgsdorff habe ihn diesen Gedanken fürchtbar erscheinen lassen; — wenn der Zufall es gar so gefügt hätte, daß er in die Festung gebracht worden wäre, welche unter den Befehlen dieses Mannes stand! — Nein, er sei bereit, für Frankreich und auf Frankreichs Boden zu sterben, und er glaube diese Stunde nicht mehr fern, er ersöhne sie sogar.

François wurde lebendiger, als er auf dieses Thema kam, aber sein Erübstein trat damit nur um so deutlicher hervor. „Wir werden morgen einen heißen Kampf zu bestehen haben,“ sagte er, — „denn die Preußen rücken rasch über Saint-Peray und Saint-Sigismund heran. Es ist möglich, daß ich falle, — ich bin fast davon überzeugt.“

„Welche trübe Ahnung!“ rief der Pole, der sich durch den eigenthümlich prophetischen Ton der letzten Worte doch unwillkürlich erschüttert fühlte, aus. „Sie gehen doch wahrlich nicht in das erste Gefecht, François!“

„Nein, aber vermuthlich in mein letztes,“ erwiderte der Oberst mit einer abwehrenden Handbewegung. „Doch lassen wir das, Brozinski, — unser Schicksal ist bereits bestimmt und unsere Worte vermögen nichts daran zu ändern. Es ist wenigstens nicht unmöglich, daß ich falle, und mein Vermächtniß kann ich nur Ihnen hinterlassen. Wollen Sie mir noch einmal bei Allem, was Ihnen heilig ist, geloben, dasselbe zu erfüllen, soweit dies nämlich in Ihren Kräften steht?“

„Ich glaube Sie zu verstehen —“

„Die Revanche an dem General von Burgsdorff!“ sagte Saint-Simonier mit düster glühenden Augen.

„Wie ich sie Ihnen vorgeschlagen habe, wie sie in meinem Plane lag?“

„Ja, denn ich habe keine Zeit mehr, eine andere zu suchen und zu nehmen. Ihre Hand darauf, mein Freund!“

„Und meinen Schwur! — Aber Sie werden nicht fallen, François, — das sind Gespinnste einer erregten Phantastie. Ich werde morgen an Ihrer Seite bleiben und darüber wachen, daß Sie sich nicht durch ungestümen Muth fortreißen lassen; dies ist die einzige Gefahr, die ich fürchte.“

Der Morgen des 18. Oktober war angebrochen, und bald entbrannte der Kampf zwischen den anrückenden Preußen und den Mobilgarden, welche die Dörfer und Gehöfte, die fast unmittelbar vor der Stadt auf dem Wege nach Orleans lagen, besetzt hatten.

Die Franzosen räumten bald diese Ortschaften und zogen sich auf die Stadt zurück. Von Süden nach Osten läuft der Eisenbahndamm um die letztere, der Bahnhof liegt im Osten und war gut besetzt und vertheidigt, zum Theil von den Zuaven Saint-Simonier's.

Der preussische General von Wittich, der hier kommandirte, ließ, nachdem die Aufforderung zur Uebergabe zurückgewiesen worden, zunächst vorzüglich seine Artillerie wirken; dieselbe fuhr längs des Bahndammes auf und beschloß die Stadt und den Bahnhof. Das 32. preussische Regiment umging die Stadt und griff sie auf der Westseite an, mußte sich aber anfänglich wieder zurückziehen, da die Franzosen im Vortheile ihrer gedeckten Stellungen, sich tapfer wehrten. Auf dieser Seite fuhr nun eine bayerische Batterie auf und feuerte auf die Häuser, die in Brand geriethen. Der Sturm wurde auf beiden Seiten wiederholt und brachte die Preussen immer weiter vorwärts. Die Bahnhofsgebäude und viele Häuser der Stadt, die auch von Süden aus mit 30 Geschützen beschossen wurden, brannten gegen Abend.

Erst um neun Uhr konnte der Sturm der Infanterie mit aller Kraft, tambour battant, wieder aufgenommen werden und gelang, indeß konnten die Angreifer nur langsam und mit großen Verlusten in den Straßen vorrücken, denn fast jedes Haus war zu einer kleinen Festung gemacht worden und die Pioniere mußten von einem zum anderen die Zwischenwände einschlagen. Es war ein Flammenmeer, in dem man kämpfte, mitten in der Nacht, und dies dauerte bis um drei Uhr Morgens.

Die Franzosen hatten wie Verzweifelte gekämpft, unterlagen aber endlich in der halbzerstörten Stadt und zogen sich, wer von ihnen nicht getödtet oder gefangen wurde, rasch zurück. Selbstverständlich hatte die Kavallerie die Aufgabe, dies zu verhindern und noch möglichst viele Gefangene zu machen.

Es war noch tiefe Nacht, als Lieutenant von Burgsdorff mit seiner Schwadron auf der nach Le Mans führenden Straße sich auf eine im eiligsten Rückzuge begriffene Infanterieabtheilung in der Attaque zu stürzen Gelegenheit fand. Wie eine Windsbraut kamen sie über die Felder heran, kampfesmutzig die Säbel schwingend und laute Hurrahs rufend, überzeugt, daß der erschöppte Feind kaum noch an Widerstand denken würde, — aber diesmal stießen sie auf entschlossene Gegner, die wohl unter der Leitung eines tapferen, kaltblütigen Offiziers standen. Es waren Zuaven, also erprobte Truppen der Linie; mit voller Besonnenheit und Ordnung formirten sie auf der Straße ein Quarré, warfen einige Schützen in den Graben, und die Husaren wurden durch eine regelrechte Salve empfangen, die mehrere Reiter und Pferde umwarf und ein augenblickliches Stutzen hervorbrachte.

Aber sie hörten den ermutigenden Ruf ihres Schwadronschefs, der ihnen voraus war, und sahen, wie er sich nicht aufhalten ließ, die zugehörenden Offiziere und Unteroffiziere folgten ihm unerschrocken, und welcher brave Soldat könnte seine Führer im Stiche lassen? — Die Attaque wurde dennoch fortgesetzt, und ein paar Sekunden später waren Husaren und Zuaven untereinander vermischt; es entstand ein wüthender Kampf zwischen Bajonetten, Säbeln und Pferdehufen, und die Franzosen zogen sehr bald dabei den Kürzern; immer mehr von ihnen suchten allmählig aus dem Handgemenge zu kommen und flüchteten sich auf die Felder seitwärts der Straße, wohin ihnen die Reiterhaaren nicht folgen konnten und die Dunkelheit ihr Entkommen begünstigte; nur eine kleine Schaar umgab noch ein paar Offiziere zu Pferde, deren Einer mit lauter Stimme kommandirte und ermutigende Worte rief.

Schließlich sprengten die Husaren auch diesen festen Knäuel, und den französischen Reitern blieb nun wohl nichts Besseres übrig, als ihr letztes Heil in der Flucht zu suchen und auf die Geschwindigkeit ihrer Pferde zu setzen. Mit lautem Kampfgeschrei versuchten sie, sich durch die Husaren zu hauen, und dies gelang auch Zweien im ersten Anlaufe; die beiden Anderen kamen in die äußerste Gefahr, gefangen genommen zu werden. Lieutenant von Burgsdorff war selbst unter denen, die sich ihnen entgegenwarfen, und rief ihnen zu, sich zu ergeben.

Er kreuzte seine Klinge mit dem Einen, dessen Gesicht er in der Dunkelheit nicht deutlich zu erkennen vermochte, der ihm, der Uniform nach, aber einen höheren militärischen Rang zu bekleiden schien; ein Seitenblick auf den Anderen ließ ihn, zu seiner Ver-

wunderung erkennen, daß derselbe bürgerlich gekleidet war. Er mußte noch viel mehr betroffen werden, als der Letztere plötzlich seinen Namen, als wäre er selbst auf das Höchste überrascht, ausrief. Er wandte sich vollständig nach ihm um und gab sich gegen den ersten Gegner dadurch eine große Wunde, aber dieser sollte dieselbe nicht mehr benutzen können, denn er sank plötzlich auf dem sich bäumenden Pferde lautlos zusammen; von den Feldern her feuerten noch einzelne Zuaven auf gut Glück in das Gewirre hinein, und eine von den Kugeln seiner eigenen Leute mochte ihn getroffen haben.

Wilhelm von Burgsdorff ließ aber unwillkürlich auch den erhobenen Säbel sinken; er hatte nicht allein die Stimme des ihn Anrufenden erkannt, sondern auch in das Gesicht des Grafen Brozinski geblickt, und das unerwartete Auftauchen desselben an diesem Orte erstarrte ihn fast.

Brozinski war über dieses Zusammentreffen vielleicht noch mehr erschrocken wie er; sobald er sich aber einmal von dem Premierlieutenant erkannt sah, wozu er in seiner Aufregung selbst die nächste Veranlassung gegeben hatte, verlor er in dem instinktiven Bewußtseyn, daß seine Rolle bei der Familie Burgsdorff nun ausgespielt seyn dürfte, alle Ueberlegung vollständig, und der Wunsch, Jenen um jeden Preis zum ewigen Schweigen zu bringen, wurde in ihm der vorherrschende. Mit aller Kraft und Gewandtheit führte er einen Degenstoß auf das Herz des Lieutenants, der nicht einmal parirt wurde, und als er Wilhelm im Sattel wanken sah, stieß er verzweifelt seinem Pferde die Sporen in die Flanken und trieb dasselbe dadurch an, sich kühn durch die ihn umgebenden Reiter zu brechen. Er hatte Glück und entkam, ohne von einem der vielen auf ihn geführten Säbelhiebe getroffen worden zu seyn.

Obgleich der Schwadronsführer sich verwundet fühlte, gab er doch nicht sofort das Kommando ab, sondern befahl, für seine Husaren zum Sammeln zu blasen; er ließ es sich dann zunächst angelegen seyn, die Gefangenen zusammenzubringen, die Gefallenen aufzuheben und die eigenen Wunden zu verbinden.

Als Brozinski jenen Degenstoß auf ihn führte, wie er recht gut bemerkte, obgleich er darauf gar nicht vorbereitet gewesen war, hatte er nur Zeit gehabt, instinktmäßig mit dem linken Arme zu pariren und mit dem letztern die für sein Herz bestimmte Wunde empfangen. Er fühlte einen heftigen Schmerz und zuckte zusammen, aber er erholte sich sofort wieder; danach war ihm der Pole in dem Getümmel aus den Augen gekommen.

Dieß es der ganze Kampf schon nicht an lebhafter Erregung fehlen, so wurde dieselbe durch dieses bei der Dunkelheit fast gespenstliche Erscheinen Brozinski's und seine eigentlich ganz unerklärliche Handlungsweise bei Wilhelm von Burgsdorff noch bedeutend gesteigert, und eine Weile nahm ihn der Gedanke, welche Rolle der Pole, besonders seinen Verwandten gegenüber, gespielt habe, vollständig in Anspruch; er konnte darüber wohl seine Wunden vergessen, obgleich er das warme Blut am Arm und Hand niederrieseln fühlte, aber das Gefühl seiner Pflicht brachte ihn zuerst wieder zu sich.

Seine Husaren hatten noch nicht einmal bemerkt, daß er verletzt worden, denn er ertheilte seine Befehle und Anordnungen mit ruhiger Stimme. Während einer Weile hatte er auch den höheren Offizier vergessen, den er sich vorher zum Gegner ausersehen, aber er wurde nun auf eine kleine Gruppe aufmerksam, die sich mitten auf der Chaussee bildete. Dort war jener verwundet aus dem Sattel gesunken, und die Husaren hatten sein Pferd aufgehoben; als der Kampf schwieg, zog seine Uniform die Aufmerksamkeit Einzelner an, sie waren von den Pferden gestiegen und umgaben einen schon mit dem Tode Ringenden.

Auch der Premierlieutenant ritt jetzt hinzu; als er aber vom Pferde absteigen wollte, versagte ihm der linke Arm den Dienst und er mußte ein paar seiner Leute ersuchen, ihm behülflich zu seyn. Die Entdeckung, daß er verwundet worden, verbreitete sich schnell und erregte die größte Theilnahme, er wies die bestürzten Fragen indessen, gezwungen lächelnd, mit der Erwiderung zurück, es sei von seiner Bedeutung und er wolle erst den französischen Offizier sehen und sich dann verbinden lassen.

Es war eine förmliche Ahnung, die Wilhelm zu dem Gefallenen hinstieß, und sie täuschte ihn nicht, denn als er sich niederbeugte, sah er in das blasse, von dem Ausdrucke tiefen Leidens er-

faßte Antlitz Saint-Simonier's. Der Oberst hatte die Augen halb geschlossen und röchelte schwer, — der Todeskampf war unmerklich; die Hand hielt er krampfhaft auf die linke Brust gepreßt, wo er die tödtliche Kugel empfangen hatte; Niemand wagte, ihm durch eine Untersuchung der Wunde noch mehr Qualen zu bereiten, denn der Tod stand schon zu sicher auf seinem Gesichte geschrieben.

Unwillkürlich rief Wilhelm von Burgsdorff, als er ihn erkannte, seinen Namen aus; — in diesem Momente fühlte er nur Mitleid mit dem Sterbenden und vergaß die Schuld, welche derselbe bis dahin in seinen Augen trug.

Der Oberst zuckte zusammen, die schweren Lider hoben sich von den schon halbstarren Augen, und in hohlem Tone fragte er mit augenschillernder Anstrengung: „Ist es nicht ein Burgsdorff, der mich ruft?“

Die Uebrigen wichen fast erschrocken zurück; sie mußten glauben, der Franzose spreche schon im Delirium, und dennoch nannte er deutlich den Namen des Führers, der ihm, ihrer Meinung nach, doch ganz unbekannt seyn mußte. Ihr Erstaunen verminderte sich kaum, als der Premierlieutenant tief bewegt, wie man seiner Stimme anhören mußte, dem Sterbenden erwiderte: „Ich habe unsere Begegnung bei Sedan nicht vergessen, Kapitän — oder Oberst de Saint-Simonier, und kann es nur auf das Schmerzlichste beklagen, daß ich Sie jetzt so wiederfinden muß.“

„O, werde ich sterben?“ fragte François noch lebhafter als vorher. „Es thut nichts, ich habe es nur so gewünscht, denn Frankreich ist verloren gegangen! — Aber warum kommen Sie noch einmal zu mir? — gerade Sie? — wollen Sie mich daran erinnern, daß ich Sie damals getäuscht habe? — mir Vorwürfe darüber machen, daß ich —“

„Um des Himmelswillen, Oberst, sprechen Sie jetzt nicht von solchen Dingen!“ rief der Lieutenant mit wahren Gefühle. „Der Zufall führte mich Ihnen hier im ehrlichen Kampfe gegenüber; Sie haben als braver Soldat gekämpft, als einer der Tapfersten, denen ich jemals auf französischem Boden begegnet bin! Lassen Sie mich Ihre Hand drücken!“

Ein sanftes Lächeln flog über die entstellten Züge und verschönte sie wunderbar; zuerst schien er kein Wort mehr finden zu können, aber mit Anstrengung erhob er die rechte Hand und zog sie nicht zurück, als der Lieutenant dieselbe in die seinige nahm und leise drückte, dann sagte er: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht verurtheilen, — Sie haben mir schon damals mehr Theilnahme erwiesen, als ich verdiene, — von Ihnen verdiene; Ihre Hand tröstet mich in den letzten Momenten meines Lebens — aus doppeltem Grunde! — Aber der Tod naht, — es wird immer finsterner um mich her — und das schmerzt und drückt hier zum Ersticken! — Leben Sie wohl, Kamerad!“ Die Erschöpfung nöthigte ihn zu schweigen; bevor Wilhelm ihm aber noch einige Trostesworte entgegen konnte, richtete er sich mit dem Oberleibe ein wenig höher auf und stieß mit halberstimmter, von Röcheln unterbrochener Stimme: „Ich habe noch eine große Schuld an Sie abzutragen, ich mag sie nicht mit mir hinübernehmen! — Sind wir allein?“

Der Premierlieutenant war äußerst betroffen, aber er erinnerte sich der Fragen Saint-Simonier's nach seinem Onkel, als sie damals in Jgès schieden, des Umstandes, daß er heute den Grafen Brozinski an seiner Seite getroffen hatte, und, einer wichtigen sonderbaren Aufklärung entgegengehend, bedeutete er den anderen Umherstehenden, sich weiter zurückzuziehen. „Wir sind nun allein,“ antwortete er dann, — „aber ich bitte Sie, sich nicht über Ihre Kräfte anzustrengen.“

„Das ist nun gleichviel! — Ist Brozinski in Ihre Hand gefallen?“

„Nein,“ erwiderte Wilhelm gepreßt, — „er ist entkommen. Aber wollen Sie mir erklären, wie ich ihn hier treffen konnte?“

„Das wäre zu lang, — aber ich beschwöre Sie, zu verhindern, daß er — meine Schwester Rosa von Burgsdorff heirathe, — sie würde ein unschuldiges Opfer der Rache werden, die wir uns an ihrem Vater, dem General, gelobten, — Brozinski ist nicht, der er scheinen will, — er verräth Rosa und den General, lassen Sie dies nicht geschehen! — aber sein Sie auch nicht zu hart gegen ihn, ich bitte Sie darum: — Und nun — sagen Sie Ihrem Onkel — ich hätte ihm verziehen, — — mein unglücklicher Vater legt mir diese

Worte in Seele und Mund — — Es ist nun aus! — er tritt zu mir und nimmt mich in seine Arme auf, auch meine Mutter ist da, — — retten Sie meine Schwester! — Adieu! Adieu!“

Der Premierlieutenant, der sich genöthigt gesehen hatte, den Sterbenden zu umfassen und zu stützen, war wie versteinert durch das, was er hörte, er wußte noch nicht zu entscheiden, ob Saint-Simonier in Phantasien des Todeskampfes rede, oder ob er seinen unheimlichen Worten Wahrheit heilegen dürfte, — sie konnten ja immerhin den wirklichen Verhältnissen entsprechen. Jedes dieser Worte grub sich aber unvergeßlich in seine Seele ein und erfüllte ihn mit Entsetzen!

Der Verwundete war vollständig erschöpft zusammengesunken, seine Brust keuchte, und sein Hals röchelte. Noch einmal raffte er sich wild auf und rief mit aller Gewalt: „Vive la Fr —“ aber er konnte den Namen seines Vaterlandes, für das er jetzt den Tod erlitt, nicht mehr herausbringen; — noch ein tiefer Seufzer, und er sank verschiedend zurück.

Vom Fieberfrost geschüttelt, wollte Wilhelm von Burgsdorff aufspringen, aber die Kraft fehlte ihm dazu; er fühlte auf einmal die brennendsten Schmerzen in seinem Arme, vor seinen Augen dunkelte es, und er konnte nur noch aufschreien: „Kommt mir zu Hülfe!“ dann sank er ohnmächtig auf den Boden nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Goldföruer.

* Ein wahrhaft gebildeter, fein fühlender Mensch wird nie einen Unglücklichen von seinem Glücke unterhalten.

* Es ist gleich tödtlich, schnell neue Freundschaftsbände zu schließen, als alte überrett zu lösen.

* Die größte Strafe eines Schelmen ist nicht die erkannt zu seyn, sondern sich selbst zu kennen.

* Gegen Menschen und gegen Schicksal ist es nicht bloß die edelste und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was sie geben als Geschenk anzusehen; aber nicht mehr zu verlangen und am wenigsten mißmüthig über das zu werden, was sie verweigern.

Vater und Mutter.

Eine Betrachtung von J. H.

Von Jahr zu Jahr tritt mehr die erfreuliche Wahrnehmung zu Tage, daß unsere Sprache sich frei macht von den Fesseln, welche einseitige Gelehrsamkeit und eine dem Ausländischen huldigende Nachahmungssucht ihr angelegt. Unsere Schriftsteller setzen ihren Stolz darin, ohne eine Anleihe bei den Fremden zu machen, aus dem reichen Schatze unserer Sprache für jeden ihrer Gedanken den richtigen, zutreffenden Ausdruck zu wählen, ohne daß dadurch der Schönheit oder Klarheit ihrer Darstellung Abbruch geschehe. Aus der Sprache der Gelehrten verschwinden immer mehr die lateinischen Brocken, wie aus der Sprache der Gebildeten die französischen Ausdrücke und Wendungen, welche sonst als untrügliches Zeichen der guten Erziehung und des feinen Tones galten. Der gesunde Sinn unseres Volkes besetzte nach und nach fast alle die Auswüchse, welche das Deutschland zu verschiedenen Epochen überfluthende Franzosenthum zurückgelassen, und unsere Frauen haben dabei wacker mitgeholfen. Sie wollen nicht mehr Madame oder Mademoiselle, sondern Frauen und Fräulein heißen, sie bilden keine Damen, sondern Frauenvereine, beweisen mit einem Worte, daß sie sich sehr wohl der hohen Würde bewußt sind, welche in dem edlen deutschen Worte Frau mit seinen Ableitungen Fräulein und Jungfrau liegt.

Es giebt jedoch ein Wort in unserer deutschen Sprache, das noch eine höhere, erhabener Würde bezeichnet, als das Wort „Frau“! Ein Wort, das ausdrückt den höchsten Beruf, zu dem das Weib begnadigt werden kann. Brauche ich das Wort erst zu nennen? Gewiß nicht. Nur ein Wort, nur einen Namen kann ich meinen, den Namen Mutter, in dem aller Segen, alle Gnade für das Menschengeschlecht zusammengefaßt liegt, der letzte Hord für den, welcher Alles verlassen, den Alles verlassen hat.

Weshalb lassen sich nun aber unsere Frauen von der Mode um diesen schönsten, herrlichsten Namen, den es für sie auf Erden giebt, bringen? Weshalb geben sie ihn auf für das erbärmliche.

nichtsagende Wort „Mama“, weshalb lehren sie ihre Kinder, ihren Gatten die dem Mutternamen entsprechende edle und kräftige Bezeichnung „Pater“ verflümmern durch das seelenlose „Papa“?

Die Frau, welche keine Madame, der Mann, welcher kein Monsieur ist, sondern ein Herr in seinem Hause, ein Mann in seinem Berufe, sollten sich der Namen Vater und Mutter nicht entäußern, denn sie allein drücken aus, was deutsche Eltern ihren Kindern seyn sollen und Gottlob auch sind. Wenn ich höre, daß es Frauen geben soll, denen ihre Kinder lästig werden, die sie Miethlingen überlassen, während sie selbst ihre Zeit am Puztisch vertändeln, unnütze Stickereien und Phantasiearbeiten anfertigen, von Zerstreung zu Zerstreung flattern, so kann ich mir dabei allenfalls eine Mama vorstellen, aber niemals eine Mutter. Wenn man mir erzählt von Männern, die vergessen, welche heilige Verpflichtung Gott ihnen auferlegt in der Erziehung ihrer Kinder, in der Sorge für sie, so meine ich immer, da könne nur die Rede seyn von einem Papa, aber nie von einem Vater.

Vater und Mutter, die beiden Worte drücken Alles aus, was innig, liebevoll, ernst und treu wachet über des Kindes Leben. Vater und Mutter sind die beiden schützenden Genien, welche dem Menschen mitgegeben für alle Wechselfälle der irdischen Pilgerfahrt, deren Stimme noch mahnet, wenn längst ihr Ruf verhallt, deren Licht noch leuchtet, wenn dessen irdisches Gefäß längst in Staub zerfallen ist.

Ich glaube nicht, daß Jemand unter uns mit Vertrauen und gänzlicher Hingebung beten könnte zu Gott dem Papa im Himmel. Kinat eine solche Bezeichnung nicht wie eine Entweihung des höchsten Wesens? Scheint es uns nicht, als stellten wir uns damit zum Herrn des Weltalls, unsern Schöpfer und Erhalter in eine mehrerbietige Beziehung? Ei nun, ich glaube behaupten zu dürfen, es lasse sich Aehnliches auch bei den zu Papa und Mama herabgesetzten irdischen Eltern nachweisen. Seit die Kinder keinen Vater und keine Mutter mehr haben, sondern einen Papa und eine Mama, ist viel verloren gegangen von der Ehrfurcht, mit welcher ein früheres Geschlecht zu den Eltern aufblickte, von demwilligen, pünktlichen Gehorsam, der den Vätern und Müttern dargebracht ward.

Wir ehren unsere Fürsten und Fürstinnen mit der Bezeichnung Landesvater und Landesmutter, sollte sich jedoch einmal Jemand einfallen lassen, von einem Landspapa und einer Landesmama zu sprechen oder gar öffentlich zu schreiben, so bin ich wirklich nicht sicher, ob er nicht dadurch die Anklage wegen Verletzung der schulbigen Ehrfurcht gegen das Staatsoberhaupt auf sich herabzöge.

Deutsche Frauen, beherzigt diese Mahnung! Betrachtet sie nicht als Kleinliche, wohl gar lächerliche Silbenstecherei, es liegt darin ein tiefer sittlicher Ernst. Eine hochwichtige, folgenreiche Bedeutung hat Alles, was eingreift in die Erziehung und Bildung eines künftigen Geschlechts, nicht gleichgültig ist es, mit welchen Anschauungen, welchen Bildern der Geist des Kindes genährt wird, nicht gleichgültig, welche Worte der Grundstein sind, auf welchen er den Grundstein seiner Sprache aufbaut, nicht gleichgültig ist es, ob der Kindesmund zuerst Papa und Mama lallt oder Vater und Mutter spricht. Bei der Erziehung ist nichts unwesentlich, aus kleinen Keimen entwickeln sich große, überraschende Erfolge.

Deutsche Frauen, werdet Euren Kindern wieder Mütter in der vollsten Bedeutung des Wortes! Werfet von Euch die Mama, Ihr besetztigt damit ohne allen Zweifel auch den Papa. Wir haben und wollen kein Papaland, sondern ein Vaterland, wir lieben und pflegen keine Mamaprahe, sondern eine Muttersprache, möchten deshalb auch alle deutschen Kinder wieder einen Vater und eine Mutter bekommen.

Zeitgemäß.

In den Dreißiger Jahren, als die Cholera gegen München anrückte, trat eines Tages Ferdinand Raimund, der von einer Reise zurückkehrte, in das Zimmer Saphir's und sagte im Laufe des Gesprächs: „Ich bin froh, daß ich da bin und glücklich aus Hamburg weggekommen bin, wo die Cholera furchtbar grassirt; in dem Hause wo ich wohnte, sind schon einige der Cholera erlegen.“ Kaum hatte er das gesagt, fühlte Saphir schon ein Unbehagen im Unterleibe, und mit Ungebuld sah er Raimund zum Abschiede an. Der Schauspieler hatte ihn noch nicht eine halbe Stunde verlassen, als der Humorist, von dem furchtbaren Gedanken ge-

quält, ihn umarmt und geküßt zu haben, unwohl wurde und zu Bette ging. Gegen 10 Uhr Nachts glaubte er alle Symptome der Cholera zu spüren und schickte schnell um den Obermedicinalrath Dr. Koch, der einer der ersten Aerzte Münchens und sein spezieller Freund war. Der Arzt kam, untersuchte den Zustand des Leidenden, fragte, ob er einen Diätfehler gemacht habe u. s. w. Saphir erzählte ihm den Vorfall mit Raimund. „Ach!“ sagte der Arzt, „man muß bei jeder Krankheit individualisiren. Ihr Fall ist ein eigenthümlicher, ich werde Ihnen etwas verschreiben.“ Er setzte sich an den Schreibpult und schrieb ein Rezept. „Da“, sagte er, „lesen Sie!“ — Saphir las: „Recept: Sie sind ein dummer Kerl, ein Och, ein Hasenfuß.“ — „Das“, sagte der Doktor, „lesen Sie sich erst alle Viertelstunden, dann alle halbe Stunden vor, bis Sie genesen sind.“ Dann rief er Saphir's Bedienten und sagte: „Zur Vorsorge, wenn Ihr Herr das Rezept nicht gebrauchen wollte, so sagen Sie ihm auf meine Verantwortung alle Viertelstunden laut vor: Sie sind ein dummer Kerl, der Doktor hat's gesagt und verschrieben.“ Damit sagte er „gute Nacht.“ Von diesem Augenblicke an wurde Saphir besser. Saphir sagte dann oft: „Nie hat mir ein Och mehr Vergnügen gemacht als jener, welchen mir der Doktor octroyirte. Dieses einfache Mittel: „Sie sind ein Och!“ ist probat, ich kann es mit Zuversicht in allen Fällen als ein Wundermittel empfehlen; allein es gehört, wie zu allen Wundermitteln, das dazu — der Patient muß dran glauben!“

Verschiedenes.

□ Als ein ganz vorzügliches Mittel gegen die Hausplage der Wanzen wird neuerdings der überall wild wachsende Feldthymian, auch Duendel und Kumelle genannt, empfohlen. Man streut die getrocknete, wurzhast zitronenartig riechende Pflanze in die Betten und Zimmerdecken, schließt Thüren und Fenster und nach 48 Stunden ist außer einigen vertrockneten Bälgen jede Spur von Wanzen verschwunden.

□ [Nistkästen aus gehohlem Holze] empfiehlt Wilhelm Schleicher, da gerade diese von allen Höhlenbrütern, besonders aber den Meisen, zum Nisten und Uebernachten mit Vorliebe gewählt werden. Man bohrt einfach in dicke Stammstücke von Nadelholzern der Länge nach 5—7 Zoll tiefe Löcher von 6—8 Zoll Weite.

Maritäten Räthlein.

†† Führer: „Schau'n S' meine Herrschaften, Alles, was Sie da sehn'n, ist Gegend, und was da hinten rum ist, das ist Umgegend.“

†† Fremder: „Die Luft muß hier doch sehr gesund seyn?“ — Einheimischer: „Warum?“ — Fremder: „Weil die Mädchen hier so alt werden!“

†† Kellner: „Warum weinen Sie denn Anjuste?“ — Stubenmädchen: „Ach, von mich soll een Verwandter hingericht' wer'n un der hats doch jar nich verdient!“ — Kellner: „Nu, sin Se ruhig — ich habe eene ganze Masse Verwandte, die's verdient hätt'n, un wer'n doch nich hingericht'.“ (H. Bl.)

Charade.

Wehe! wenn die ersten Weiden
Sich der dritten feindlich nah'n;
Blötzlich mußte sie oft leiden,
Was bewirkt der Zeiten Zahn.
Aber oft auch trotzte sie auf Felsen
Kühn dem Angriff der zwei Ersten.
Ja selbst nicht das Ganze blieb
Von zwei Ersten unberührt.
Besonders schon zu Hermanns Zeiten
Mußt' es unter Roms Joch leiden;
Doch beschützt von deutscher Hand,
Blüht es noch am Neckarstrand. U. G. . . . r.

Charade.

1. 2. 3. In mir findet Kranke, Arme, Pfründner man.
4. Ich Stadt und Dorf verheeren kann.
1. 2. 3. 4. Mich trifft man meist in Lazareth an. B.
Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:
1) Hofnarr. 2) Ruhmeshalle.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandtner.